

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00678-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Frank Biess

Republik der Angst

Eine andere Geschichte
der Bundesrepublik

Rowohlt

1. Auflage März 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Satz aus der FF Casus

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 00678 5

Inhalt

Vorwort

Einleitung Angst und Demokratie

Angstgeschichten

Angst und Demokratie

Angst und Trauma

Emotionen

Vorwort

Ich erinnere mich noch gut an den Film, der Ende 1983 in deutschen Kinos anlief. Er hieß *The Day After* und beschrieb die Verwüstungen nach einem Atomkrieg in einer Kleinstadt im Mittleren Westen der USA. Es war die Zeit der Nato-Nachrüstungsdebatte. Sollten die Verhandlungen mit der Sowjetunion über den Abzug der in Ostmitteleuropa stationierten SS-20-Raketen scheitern, würde der Westen mit amerikanischen Pershing 2 und Cruise Missiles «nachrüsten». Als 17-Jähriger sah ich den Film im Kino meiner schwäbischen Heimatstadt. Kürzlich habe ich ihn mir im Internet wieder angesehen, und dabei spürte ich einen Hauch der Gemütsverfassung, die mich damals umtrieb, einer intensiven, geradezu weltuntergängerischen Angst. Nun mögen derartige Befindlichkeiten in dieser Lebensphase nicht ungewöhnlich sein. Das Gefühl, die Last der Welt auf dem gebückten, parkabekleideten Rücken zu tragen, war sicher altersbedingt und äußerte sich auch in der Kafka-Lektüre oder dem Verfassen düsterer Gedichte. Dazu kam, dass ich bei gelegentlichen Exkursionen in den schwäbischen Wald davon überzeugt war, dass dieser im Sterben lag, ohne allerdings wirklich in der Lage zu sein, die allseits behaupteten katastrophalen Schäden zu identifizieren. Aber das nahende Ende des Waldes passte hervorragend in die vorgestellte Endzeitvision. Interessant finde ich im Nachhinein, dass diese Angst nicht nur als Last, sondern auch als besondere Qualität erschien, dass man fast stolz auf die eigene Empfindsamkeit war und sich gerne dazu bekannte. Indem man sich selbst als sensibel, gefühlsbetont und an den vermeintlichen Gefahren geradezu körperlich leidend zeigte, kultivierte man das Ideal einer sensiblen Männlichkeit, von der man sich zumindest erhoffte, dass sie beim anderen Geschlecht gut ankommen werde.

Die geplante Nato-Nachrüstung löste die bei weitem umfangreichste Protestbewegung in der Geschichte der Bundesrepublik aus, die Friedensbewegung der frühen achtziger Jahre. Meine politische Sozialisation verlief über diese Bewegung und die Angst vor dem atomaren Holocaust, wie es damals in bezeichnender Verbindung von Vergangenheit und Zukunft hieß. Dabei war ich nur am Rande der Bewegung aktiv. Mein Jugendzimmer hatte ich zur atomwaffenfreien Zone erklärt, ein Aufkleber mit einer weißen Friedenstaube auf blauem Grund schmückte die Tür, und die eigentlich unzulässige, weil auf politischen anstatt Gewissensgründen basierende Wehrdienstverweigerung hatte ich schon im Kopf. Meine erste Demonstration war die Menschenkette, die im Oktober 1983 das Nato-Hauptquartier in Stuttgart mit den Wiley-Barracks in Neu-Ulm verband. Wie ich später erfuhr, war meine heutige Frau etwas weiter östlich positioniert. Wir hielten also indirekt Händchen, bevor wir uns erst knapp zwei Jahrzehnte später in Südkalifornien trafen. Das Absingen von «We Shall Overcome» mit leicht schwäbischem Akzent empfand ich bei meiner Unmusikalität als etwas peinlich, dann aber doch bewegend. Denn so konnte man sich als Teil einer grenzübergreifenden Bewegung sehen – «transnational», wie man das heute nennt.

Die Nachrüstungsdebatte und die Friedensbewegung wurden für mich eine Obsession. Ich diskutierte den jeweiligen strategischen Nutzen von land- und seegestützten Nuklearwaffen, argumentierte vehement für die Einbeziehung der französischen und britischen Atomraketen und verteidigte den von Paul Nitze ausgehandelten Waldspaziergangkompromiss. Meine Französischkenntnisse leiden noch heute darunter, dass ich den Großteil der Französischstunden mit einem Mitschüler, dessen Vater Berufssoldat war und der später selbst Zeitsoldat wurde, über die Philosophie der Abschreckung diskutierte. In Leonid Breschnew

und Juri Andropow sah ich nicht unbedingt «Friedensengel», wie von der DKP behauptet, aber überzeugt war ich schon, dass die eigentlichen Aggressoren in den USA saßen, insbesondere Ronald Reagan mit seinem Kampf gegen das *evil empire* und dem auch im Nachhinein noch ausgesprochen dummen Witz über die angeblich unmittelbar bevorstehende Bombardierung der Sowjetunion während einer Mikrophonprobe. Mein Amerika-Bild wurde erst etwas komplexer, als ich ein Jahr später für einen vierwöchigen Austausch in den Mittleren Westen kam und bei einer Familie von überzeugten Demokraten landete. Damals erkannte ich das Reisen als das beste Mittel gegen nationale Klischees.

Der autobiographische Ursprung dieses Buches liegt im Versuch, diese Gefühlslage eines 17-jährigen im späten Kalten Krieg zu verstehen. Warum nahm Angst in der politischen Sozialisation junger Leute in den 1980er Jahren solch einen Stellenwert ein? Diese eher autobiographische Frage überschneidet sich mit einem wissenschaftlichen Interesse an der neu aufkommenden Geschichte der Emotionen. Schließlich bestätigte meine persönliche Erfahrung auch die zunehmenden Zweifel an der verbreiteten Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik. Wie erfolgreich war die Geschichte des alten Westdeutschland wirklich, wenn Millionen von Menschen geradezu apokalyptische Ängste erfuhren und diese in Massendemonstrationen auch äußerten? Und was bedeutete es, dass solche Angstkrisen die gesamte Geschichte der Bundesrepublik durchzogen? Zeigte sich hier nicht eine eigentümliche Spannung zwischen der von den Historikern und Historikerinnen konstruierten optimistischen Erzählung der Bundesrepublik und dem Pessimismus der Zeitgenossen?

Es waren sicher auch meine fast zwei Jahrzehnte im amerikanischen Universitätssystem, die es mir erlaubt haben, derartige größere Fragen an die Geschichte der Bun-

desrepublik zu stellen. Der Außenblick aus der südkalifornischen Distanz ermutigte mich, über einige größere Linien nachzudenken und den Versuch einer «anderen Geschichte» der Bundesrepublik zu wagen. Ganz sicher wäre es einfacher, weniger nervenaufreibend und nicht so langwierig gewesen, eine Monographie zu nur *einer* der hier diskutierten Ängste zu verfassen. Aber der gewählte breite Ansatz erwies sich als für mich lehrreicher und anregender und ist es hoffentlich auch für die Leser und Leserinnen.

Republik der Angst ist das Produkt dieser autobiographischen und historiographischen Impulse. Das Buch erzählt die Geschichte der Bundesrepublik als eine Geschichte aufeinanderfolgender Angstzyklen. Es bietet eine interpretatorische Synthese und ist thematisch umfassender als eine Monographie, aber unvollständiger als eine Gesamtdarstellung, von denen es mittlerweile genügend gibt. Ich erhoffe mir von dem Buch Denkanstöße für eine neue, weniger selbstverständliche und auch etwas weniger selbstzufriedene Geschichte der Bundesrepublik, die die vergangenen Ängste der Zeitgenossen als deren oft durchaus plausible vergangene Zukunft ernst nimmt. Das Nachdenken über die Ängste der Vergangenheit ermöglicht so auch ein besseres Verständnis der Ängste der Gegenwart – mehr dazu im Schlusskapitel.

Als ich vor viel zu langer Zeit mit der Arbeit an diesem Projekt begann, hätte ich mir kaum träumen lassen, das uns einige der von den Deutschen in der Nachkriegszeit geäußerten Ängste Anfang des 21. Jahrhunderts wieder einholen würden, und das ausgerechnet in den USA! Die Präsenz eines rechtspopulistischen Präsidenten im Weißen Haus und der Aufstieg eines neuen globalen Autoritarismus lässt den Fortbestand oder «Erfolg» der liberalen Demokratie keinesfalls sicher erscheinen. Paradoxerweise bietet die Angstgeschichte der alten Bundesrepublik hier aber auch Anlass zur Hoffnung. Denn sie zeigt, wie

und warum sich die schlimmsten Ängste der Vergangenheit nicht bewahrheiteten, vielleicht eben, weil sie zuvor immer schon beschworen worden waren. Angst ist sicher kein Impfstoff, der Immunität gegenüber politischen Gefahren verleiht. Aber das Gefühl kann als Warnsignal fungieren. So lähmend und irreführend sie sein kann, Angst hat zuweilen auch eine produktive Funktion. Zwar wird die Demokratie durch deren Mobilisierung allerorts mehr als zu jedem anderen Zeitpunkt seit dem Zweiten Weltkrieg erneut in Frage gestellt. Doch die parallele Angst vor dem Verlust der Demokratie ist vielleicht auch der erste Schritt zu ihrer mehr denn je notwendigen Verteidigung.

Berlin, im Oktober 2018

Einleitung

Angst und Demokratie

Deutsche Angst – als Selbstwahrnehmung – Angst – das «Andere der Demokratie»? – Die Geschichte der BRD als Geschichte von Angstzyklen – Kriegskinder und andere Kriegsfolgen – Emotionen – Leitende Perspektiven

«Man schaut plötzlich in die Gesichter von Wesen, die ohne Ängste leben und wohl seit Jahr und Tag so gelebt haben; und es wird einem erschreckend klar, wie anders die Deutschen sich heute geben und wie anders sie dreinschauen», so beschrieb der bayrische Kulturpolitiker Dieter Sattler in den *Frankfurter Heften* seine Eindrücke beim Überqueren der deutsch-schweizerischen Grenze bei Schaffhausen im Jahr 1947. Die «ungezwungene, liebenswürdige Art der Menschen» sowie die «Offenheit und Geradheit ihrer Blicke» im Nachbarland stand im Kontrast zu dem, was er die «deutsche Angst» nannte, «deutsch, weil sie uns Deutsche am längsten in ihren Fängen hatte und noch immer hat». Sattler sah Angst als eine «deutsche Krankheit», als nationale Pathologie: «Unser Volk hat beinahe vor allem Angst. Es ist seelisch schwer erkrankt.» Sattler war überzeugt, dass «jeder, der uns von der Angst heilt, Deutschland ernstlich heilt». Demokratie war für ihn gleichbedeutend mit der «Freiheit von der Angst».¹ Der Erfolg der Demokratie im Nachkriegsdeutschland hing demnach von der Überwindung der Angst ab.

Die Geschichte der Bundesrepublik ist auch die Geschichte ihrer Ängste. Sattlers Beobachtungen waren nur eine von vielen ähnlichen Diagnosen einer tiefen Unsicherheit und Angst in der Nachkriegsgesellschaft.² Diese Selbstwahrnehmung einer spezifisch deutschen Angst war

integraler Bestandteil der Geschichte der «alten» Bundesrepublik, ein wichtiger Aspekt der politischen Kultur vor 1989, der auch noch in die Berliner Republik hineinragt.³ Wie eine Serie von anscheinend nicht enden wollenden Angstzyklen mit immer neuen Objekten – Finanzkrise, Einwanderung, Terrorismus – belegt, hat die Geschichte der Angst in der Bundesrepublik kein Ende. Seit 1992 führt die R+V Versicherung eine jährliche Studie zu den Ängsten der Deutschen durch. Im Jahr 2016 erreichte der dabei ermittelte «Angstindex», das heißt der Durchschnitt aller Ängste, einen vorläufigen Höchstwert.⁴ Inwiefern diese gegenwärtigen Ängste der von Sattler und vielen anderen diagnostizierten «deutschen Angst» nach 1945 ähneln oder aber von grundsätzlich anderer Natur sind, gehört zu den Fragen, die dieses Buch zu beantworten versucht.

Angstgeschichten

Dieses Buch nimmt den zeitgenössischen Diskurs zur «deutschen Angst» als Ausgangspunkt, um die Geschichte der Bundesrepublik neu zu erzählen. Die German Angst als spöttische Außenzuschreibung durch unsere Nachbarn ist dabei jüngeren Datums, sie entstand erst während der achtziger Jahre. Aber die deutsche Angst war immer auch Teil der Selbstwahrnehmung der westdeutschen Gesellschaft seit der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die Diagnosen unterschieden sich in der Erklärung der Genese dieser Ängste wie in deren Bewertung: Einige Beobachter erkannten darin eine Form der nationalen Neurose, andere wiederum sahen diese Ängste als durchaus berechtigt an. Unabhängig von der zeitgenössischen Bewertung verweist jedoch die schiere Existenz dieses selbstreferentiellen Diskurses zur deutschen Angst auf eine weitgehende Verunsicherung und Zukunftsungewissheit in der westdeutschen Gesellschaft.

Derartige Selbstbeschreibungen mögen wesentliche Bestandteile der politischen Verfasstheit moderner Gesellschaften sein.⁵ Im Gefolge von Nationalsozialismus und Holocaust, totalem Krieg und totaler Niederlage nahmen sie für die Deutschen allerdings eine besondere Bedeutung an. Deren Selbstreflexion war wesentlich bedingt durch einen «kollektiven Schock», der über eine spezifische Form kollektiver Erinnerung nach 1945 immer präsent blieb.⁶ Mehr als Angehörige anderer Nationen hatten die Deutschen nach 1945 gute Gründe, ihre Aussicht auf und Befähigung für Demokratie, Wohlstand und Frieden in Frage zu stellen. Wie alle Selbstbeschreibungen enthielt auch der Diskurs zur deutschen Angst immer eine prospektive Funktion. In der Gegenwartsbeschreibung war eine Zukunftserwartung enthalten. Die deutsche Angst – das ist eine Kernthese dieses Buches – war keine nationale Pathologie. Sie

resultierte vielmehr aus einer stets präsenten, sich permanent verändernden und dynamischen Erinnerung an eine katastrophale Vergangenheit, die eine angstvolle und zuweilen apokalyptische Zukunftsantizipation nach sich zog.

Die dominierenden historiographischen Leitvorstellungen für die Geschichte der Bundesrepublik – «Amerikanisierung», «Westernisierung», «Liberalisierung» und «Demokratisierung» – berücksichtigen die Angst kaum.⁷ Sie alle suggerieren einen positiven Ausgang der Nachkriegsgeschichte und behandeln Angstkrisen meist – wenn überhaupt – als hysterische Panikmache, die von der Entwicklung entkräftet worden sei. In diesem Buch plädiere ich dafür, diese Ängste nicht mit der «enormen Herablassung der Nachwelt» zu betrachten, nur weil sie sich oft nicht bewahrheiteten.⁸ Ich versuche im Gegenteil, die zeitgenössischen Angstzyklen ernst zu nehmen und auf diese Weise ein Korrektiv gegenüber allzu linearen und oft teleologischen Erzählungen der Geschichte der Bundesrepublik zu bieten.⁹ Die Westdeutschen konnten sich nach 1945 nie völlig sicher sein, dass sich ihr Staat in eine friedliche, wohlhabende und relativ pluralistische demokratische Gesellschaft entwickeln würde. Wir müssen daher den Zeitgenossen der Nachkriegsgesellschaft zugestehen, was wir für uns alle reklamieren: eine offene Zukunft.¹⁰ Der «Zukunftshorizont der Vergangenheit» blieb, wie der Historiker Lucian Hölscher argumentiert, prinzipiell offen.¹¹ Auf die Geschichte der Bundesrepublik gewendet bedeutet das: Sowenig wie die Deutschen der zwanziger Jahre den Abgrund der Nazidiktatur und des Holocausts voraussehen konnten, sowenig konnten die Deutschen nach 1945 mit dem relativ guten Ausgang der Nachkriegsgeschichte rechnen. Für die Weimarer Zeit ist jüngst ein stark ausgeprägter Zukunftsoptimismus unter den Deutschen identifiziert worden, der dem dominanten Narrativ der Krise und des Zusammenbruchs von Weimar entgegensteht. In ähnlicher

Weise ist es mein Anliegen, die erfolgsgeschichtlich orientierten Darstellungen zur Geschichte der Bundesrepublik mit der oft pessimistischen und angstbesetzten zeitgenössischen Zukunftsvorstellung der Deutschen nach 1945 zu konterkarieren.¹² So wird auch deutlich, wie der Historiker Joachim Radkau bemerkt, dass die «aus der Rückschau eher undramatische Geschichte der Bundesrepublik in ihren Zukunftsvisionen höchst dramatische Seiten erkennen» lässt.¹³ Die Schattenlinien der gewaltsamen Verwerfungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägten somit die Imagination der Zukunft in der zweiten Hälfte. Die darin enthaltenen Ängste gründeten sich auf ein geschärftes Bewusstsein für die Fragilität moderner demokratischer Gesellschaften. In Zeiten einer weltweiten Krise westlicher Demokratien ist uns diese Unsicherheit nach 1945 historisch wieder etwas näher gerückt. Die historischen Erfahrungen, die diese Ängste hervorriefen, wie der Untergang von Weimar oder die Erfahrung des Nationalsozialismus, waren den Westdeutschen nach 1945 zeitlich und emotional so nahe, wie es die Terrorattacken des 11. September unserem gegenwärtigen Zukunftsbewusstsein sind. Freilich waren die Ängste der Deutschen nach 1945 nicht nur störend und destabilisierend. Im Gegenteil: Die erhöhte Angstbereitschaft der Deutschen sensibilisierte sie auch für mögliche Gefahren. Sie intensivierte die demokratische Wachsamkeit und schärfte das Bewusstsein für die inhärente Krisenanfälligkeit moderner Demokratien. Die Angstgeschichte nach 1945 trug paradoxerweise auch zur Stabilisierung und letztlich dem «Erfolg» der Bundesrepublik bei.

Angst und Demokratie

In diesem Buch untersuche ich die Rolle der Angst in einer sich liberalisierenden und demokratisierenden Gesellschaft. Dies erklärt auch, warum sich das Buch ausschließlich mit der Bundesrepublik befasst. In dem diktatorischen oder zumindest autoritären System der DDR spielte Angst eine grundsätzlich andere Rolle, auch wenn gewisse Ängste wie z. B. vor einem neuen Krieg auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs auftraten. Eine vergleichende Geschichte der beiden aufeinander bezogenen deutschen Nachkriegsgesellschaften bietet für bestimmte Themen zweifellos neue Erkenntnismöglichkeiten.¹⁴ Aber in diesem Buch spielt die SBZ/DDR nur im Hinblick auf ihre Auswirkungen in Westdeutschland eine Rolle. Das Buch setzt sich mit einer langen intellektuellen Tradition auseinander, die den Gegensatz oder gar die Unvereinbarkeit von Angst und Demokratie betont. Schon Montesquieu sah die Angst als das Grundgefühl der tyrannischen Regierungsform.¹⁵ Der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt nannte die «Freiheit von Furcht» als eine der «Vier Freiheiten» in seiner Rede vor dem amerikanischen Kongress im Januar 1941. Die Atlantik-Charta erhob einige Monate später diese «Freiheit von Furcht» zu einem der zentralen alliierten Kriegsziele im Zweiten Weltkrieg.¹⁶ Im Kalten Krieg assoziierten Politiker und Intellektuelle Angst immer wieder mit Totalitarismus. Angst wurde somit zum «Anderen» der liberalen Demokratie nach 1945. Der Emigrant und Politologe Franz Neumann, Autor der klassischen Studie *Behemoth* zum Nationalsozialismus, sah Angst als entscheidende Triebkraft des Nationalsozialismus und ihre Überwindung als unabdingbare Voraussetzung der Demokratisierung nach 1945.¹⁷ In den Vereinigten Staaten beschrieb die Politikwissenschaftlerin und Emigrantin aus dem stalinistischen Russland, Ju-

dith Shklar, einen «Liberalismus der Angst». Die Hauptaufgabe des liberalen Staates bestand für Shklar darin, seine Bürger und Bürgerinnen vor Angst zu bewahren.¹⁸ Shklar definierte Angst als einen universellen menschlichen Zustand und eine liberale politische Ordnung als geradezu universelles Gegenmittel, verlor damit aber auch die historische und kulturelle Bedingtheit sowohl der Angst als auch der liberalen Demokratie aus den Augen.¹⁹ In jüngster Zeit analysierte der Soziologe Zygmunt Baumann in ähnlicher Weise die «Geschichte des Aufstiegs der Demokratie» als «Beseitigung oder Beschränkung aufeinanderfolgender Ursachen der Ungewissheit, Angst und Furcht».²⁰ Angst erschien als ein Gefühl, das vor allem in totalitären Diktaturen existierte, die ihren Bürgern und Bürgerinnen grundlegende Rechte verwehrten und sie mit einer allgegenwärtigen Geheimpolizei terrorisierten.

Im Gegensatz zu diesem historisch verankerten Gegensatz von «Angst» und «Demokratie» erzählt dieses Buch die Geschichte der Bundesrepublik als eine Geschichte von Angstzyklen. Die Rolle der Angst in der Demokratie erweist sich dabei als deutlich komplexer, als die These von der Angst als dem «Anderen» der Demokratie suggeriert. Anhand einer Reihe von Fallstudien zu periodischen Angstkrisen wird das sich verändernde Verhältnis von Angst und Demokratie nach 1945 untersucht. Mein Ziel ist es dabei nicht, zu einer allgemeingültigen Theorie des Verhältnisses von Angst und Demokratie zu kommen – dies überlasse ich den Kollegen und Kolleginnen der Soziologie und Politikwissenschaft. Vielmehr erhellen die empirischen Fallstudien gerade die politische Mehrdeutigkeit der Angst, die in unterschiedlichen Kontexten ganz unterschiedliche Funktionen annehmen kann.

Dennoch versucht das Buch, eine emotionale Dimension der Demokratisierung ebenso wie die Demokratisierung der Emotionen als zentrale Aspekte der Nachkriegs-

geschichte in den Blick zu rücken. Zwar haben politische Theoretiker damit begonnen, das Verhältnis von Demokratie und Emotionen oder «Leidenschaften» zu erforschen, diese Einsichten sind allerdings bisher kaum auf die Geschichte der Bundesrepublik übertragen worden.²¹ Vereinzelt ist die Rolle von Emotionen in der Nachkriegsgesellschaft bereits analysiert worden, selten jedoch sind sie zum Ausgangspunkt einer Neuinterpretation der Geschichte der Bundesrepublik gemacht worden.²² So wurde die emotionale Grundstimmung der frühen Bundesrepublik richtigerweise mit einer «Ethik der Nüchternheit», einem «Abschied vom Pathos» beschrieben, die eine «begrenzte», «pragmatische» und «realistische» Definition der Demokratie ermöglichte, im Gegensatz zu den utopischen Versprechen von Faschismus und Kommunismus.²³ Die Bundesrepublik war damit ein weiteres Beispiel für die generelle Hinwendung zu einer dezidierten emotionalen Anti-Intensität, die als grundlegendes Phänomen die westlichen Gesellschaften im 20. Jahrhundert auszeichnete.²⁴ Diese emotionalen Normen bestimmten die Ausdrucksbedingungen für Angst in der frühen Bundesrepublik, veränderten sich im Verlauf der Nachkriegsgeschichte dann aber auch. In einem mittlerweile klassischen Aufsatz kam der Zeithistoriker und Politologe Hans-Peter Schwarz dem in diesem Buch vertretenen Ansatz am nächsten. Er beschrieb die Geschichte der Bundesrepublik als eine Geschichte der «ausgebliebenen Katastrophe» und identifiziert eine Angst vor der Katastrophe sowohl bei der politischen Rechten wie Linken als ein «durchgehend weitverbreitetes Zeitgefühl».²⁵ Allerdings nahm Schwarz diese Einsicht partiell wieder zurück, indem er auf die erfolgreiche Stabilisierung der Bundesrepublik als Gegenmittel des Katastrophenbewusstseins verwies. Diese Stabilität – so meine These – blieb in der bundesrepublikanischen Gesellschaft jedoch immer prekär. Das Versprechen von «Sicherheit» reichte nie ganz aus, die an-

haltenden Ängste zu entkräften. Vielmehr durchdrang die Furcht vor einem potenziellen Scheitern den Prozess der Demokratisierung bis in die 1980er Jahre. Demokratisierung erschien im zeitgenössischen Bewusstsein vor allem als krisenhaft und oft als Vorlauf einer drohenden Katastrophe.²⁶

Angst und Trauma

Diese Angstgeschichte der Bundesrepublik distanziert sich von einer ganzen Reihe populärwissenschaftlicher Bücher, die die deutsche Angst als eine Art pathologische Verformung des bundesdeutschen Nationalcharakters porträtiert haben.²⁷ Diese oft von Journalisten oder Psychotherapeuten geschriebenen Publikationen schließen – in methodologisch problematischer Weise – von einer Analyse recht individueller Fälle auf die Existenz einer kollektivpsychologischen deutschen Angst. Zuletzt haben sich solche Bücher auf die «Kriegskinder» konzentriert, das heißt, diejenigen jungen Deutschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg ohne oder mit psychisch und physisch schwer angeschlagenen Vätern aufgewachsen sind. Mittlerweile ist diese Perspektive auch auf die Kinder der Kriegskinder, also die «Kriegsenkel», ausgeweitet worden.²⁸ Viele dieser Bücher beziehen sich auf eine relativ kleine Gruppe von Männern aus dem westdeutschen Bildungsbürgertum, die sich oft einer Psychotherapie unterzogen haben. Es ist daher methodisch problematisch, diese Auswahl als repräsentativ für eine Generation der «Kriegskinder» zu stilisieren.²⁹

Dies bedeutet jedoch nicht, die Realität von langfristigen psychologischen Kriegsfolgen zu leugnen, die in den letzten Jahren zunehmend in den Fokus der Nachkriegsgeschichte gerückt sind.³⁰ Auch für mich sind die langfristigen Nachwirkungen von Nationalsozialismus, Krieg und Holocaust Grundbedingungen der bundesdeutschen Angstgeschichte. Allerdings müssen die individuellen und kollektiven Kriegsfolgen im Kontext der breiteren und mittlerweile sehr gut erforschten Erinnerungsgeschichte der Bundesrepublik betrachtet werden. Dies ist in der psychologischen und psychotherapeutischen Literatur jedoch nur selten der Fall. Vielmehr wiederholt diese Literatur oft zentra-

le Elemente des zeitgenössischen Opferdiskurses, wonach entweder externe Verbote oder interne Selbstzensur eine Thematisierung des deutschen Leidens unmöglich gemacht oder zumindest erschwert hätten. Dies war nach 1945 jedoch schlichtweg nicht der Fall. Deutsches Leiden als Resultat von Flucht, Vertreibung, Kriegsgefangenschaft oder Bombenkrieg war im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik immer präsent. Es trifft allerdings zu, dass dies nicht immer zur symbolischen und materiellen Anerkennung psychischen Leidens führte. Das lag unter anderem auch daran, dass unser gegenwärtiger Begriff von «Trauma» als durch externe Ereignisse induziertes, langfristiges psychisches Leiden in der Nachkriegsgesellschaft noch nicht existierte. «Trauma» ist selbst eine historische Kategorie; gegenwärtige Vorstellungen von Traumata können nicht ohne weiteres auf die Vergangenheit projiziert werden, wie dies in der psychologischen Literatur oft geschieht. Schließlich wird oft der kategoriale Unterschied von Geschichtsschreibung und Therapie verwischt. Die angeblich verspätete Thematisierung deutschen Leidens soll endlich eine Katharsis bewirken. Das öffentliche Gespräch über das eigene Leiden schüfe so ein Bewusstsein für bisher unbewusste Emotionen, woraus wiederum die «Bewältigung» einer schwierigen Vergangenheit sich ergäbe. Dieser therapeutische Prozess würde es dann erlauben, so zum Beispiel Gabriele Baring, endlich «aus dem Schatten der Vergangenheit» herauszutreten und ein «glücklicheres, selbstbestimmtes Leben» zu führen.³¹ Diese Rede von einer Bewältigung der Vergangenheit ähnelt dem in der Nachkriegsgesellschaft immer wieder vorgebrachten Wunsch nach einem «Schlussstrich» unter die Beschäftigung mit der Vergangenheit. Die Verheißung einer therapeutisch gedachten Katharsis enthält somit auch eine – bewusste oder unbewusste – apologetische Dimension, indem sie verspricht, die Gegenwart der Vergangenheit zu beenden und die Nach-

kriegsdeutschen endlich von einer schweren historischen Last zu befreien.

Im Gegensatz zu diesen populärwissenschaftlichen Studien zielt mein Buch weder auf die Bestätigung ohnehin problematischer kollektivpsychologischer Stereotype, noch sieht es sich als Beitrag zur therapeutischen Befreiung der Nachkriegsdeutschen von ihrem vermeintlichen historischen Trauma. Stattdessen nehme ich die psychotherapeutische Literatur zur German Angst als historische Quelle, als Beitrag zur Selbstbeschreibung der Bundesrepublik. Statt daraus eine wie auch immer definierte kollektivpsychologische nationale Pathologie abzuleiten, geht es mir um eine empirische Rekonstruktion der sich verändernden historischen Formen und Funktionen von Angst.

Emotionen

Die Analyse der historischen Bedeutung von Angst stützt sich auf einige grundlegende Einsichten einer neu konzipierten und neuerdings wieder zunehmend populären Geschichte der Emotionen. Dass Emotionen eine Geschichte haben, ist keineswegs neu und geht auf den programmatischen Aufsatz des französischen Historikers Lucien Febvre aus dem Jahr 1941 zurück, in dem er eine «Geschichte des Hasses, eine Geschichte der Angst, eine Geschichte der Grausamkeit, eine Geschichte der Liebe» propagierte.³² Febvres Aufsatz war tief verwurzelt in dem zeitgenössischen Verständnis der Emotionen als «primitive, basale Kräfte in uns», die er dann auch für den Aufstieg des Faschismus in Europa mitverantwortlich machte.³³ Seit der Jahrtausendwende hat das Interesse an Emotionen in der internationalen geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung wieder deutlich zugenommen.³⁴ Dieses neu erwachte Interesse an Emotionen hat mehrere inner- und außerwissenschaftliche Gründe. Dazu gehören die Suche nach einem neuen Anker geisteswissenschaftlicher Analyse im Gefolge des Poststrukturalismus der 1990er Jahre; der Aufstieg der Neurowissenschaften und bildgebender Verfahren, die es ermöglichen, Emotionen in bestimmten Gehirnregionen zu visualisieren; oder auch eine neue Sensibilität für die politische Wirksamkeit von Emotionen, insbesondere nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001.³⁵ Allerdings gibt es keine allgemein akzeptierte Definition von «Emotionen» überhaupt oder von spezifischen Emotionen wie «Angst». In der Tat fallen unter das Phänomen «Angst» so viele unterschiedliche Gefühlszustände, dass manche Forscher dazu neigen, den Begriff ganz aufzugeben.³⁶ Andererseits operieren Individuen und Gesellschaften natürlich immer mit kulturellen Konzepten dessen, was

«Angst» bedeutet, auch wenn dieser Gefühlszustand nicht eindeutig definiert werden kann.

Grundsätzlich bewegen sich Definitionen von Emotionen zwischen den Polen relativistischer sozialkonstruktivistischer Ansätze einerseits und universalistischer, neurobiologischer Ansätze andererseits. Sie betonen also entweder die historische und kulturelle Bedingtheit von Emotionen oder deren physiologische Basis, die unabhängig von Ort und Zeit ist.³⁷ Einige dieser neueren psychologischen und neurobiologischen Theorien sind mit einer Geschichte von Emotionen besser vereinbar als andere. Ich will daher vier wichtige Erkenntnisse der interdisziplinären Emotionsforschung benennen, die sich als besonders nützlich für eine Geschichte von Emotionen in der Nachkriegszeit erwiesen haben. Eine solche theoretisch fundierte Konzeption von Emotionen ist notwendig, um über den bloß alltagssprachlichen Wortgebrauch von Emotionsbegriffen hinauszukommen.

Der erste Aspekt bezieht sich auf die Betonung der kognitiven Aspekte von Emotionen, die auf die psychologischen *Appraisal*-Theorien der 1960er Jahre zurückgehen.³⁸ Deren Bedeutung bestand darin, den traditionellen kartesischen Dualismus zwischen «Vernunft» und «Emotionen» zu überwinden. Emotionen erschienen nicht mehr nur als «das Andere» der Vernunft, sondern waren eng mit kognitiven Prozessen wie der Entscheidungsfindung, der Gedächtnisbildung oder der Aufmerksamkeitsökonomie verbunden. Philosophen wie Martha Nussbaum oder Ronald de Sousa entwickelten Theorien, die Rationalität und Intentionalität von Emotionen betonen.³⁹ Danach enthalten Emotionen ein «Beurteilungs- oder Werturteil», das «Dingen und Personen außerhalb der eigenen Kontrolle eine besondere Bedeutung für das eigene Wohlergehen zuweist».⁴⁰ Emotionen sind als Teil eines «affektiv-kognitiven Zugangs zur

Welt» zu verstehen, über den Themen und Dinge, die für uns wichtig sind, von Emotionen vorausgewählt werden.⁴¹

Der Aufstieg der Neurowissenschaften hat die Forschung zur kognitiven Dimension von Emotionen revolutioniert. Über bildgebende Verfahren wie Magnetresonanztomographie (MRI) versuchen Neurowissenschaftler die Wechselwirkung von kognitiven und physiologischen Faktoren bei der Erzeugung einer Emotion zu bestimmen sowie spezifische Emotionen in bestimmten Hirnregionen zu lokalisieren. Dabei reduzieren viele neuere neurowissenschaftliche Theorien die kognitive Komponente von Emotionen allerdings wieder. Angst wird als vorbewusste physiologische Reaktion gesehen, die von der Amygdala, einer Region im Gehirn, ausgeht und den Kortex als Ort der kognitiven Verarbeitung zunächst umgeht. Die bewusste Verarbeitung dieser physiologischen Tatsache trägt dann dazu bei, die Emotionen präzise zu definieren. Demnach ist die kognitive Komponente von Emotionen weniger fundamental als die biologische. «Bewusste Gefühle» sind eine Art «Verzierung der Emotionen», während Gehirnzustände und körperliche Reaktionen die «fundamentale Tatsache einer Emotion» konstituieren.⁴² Doch wenn Emotionen größtenteils oder ausschließlich physiologisch und universal wären, dann könnte es eine Geschichte der Emotionen nicht geben, sie müsste sich allenfalls auf eine Geschichte des Körpers beschränken. So beschrieb beispielsweise der Göttinger Neurowissenschaftler Boris von Bandelow in einem Interview mit mir die Geschichte der Angst in Analogie zu einer «Geschichte der Gallenblase», das heißt als die Geschichte einer rein physiologischen Funktion ohne jeglichen kulturellen oder historischen Bezug.⁴³

Allerdings findet die Debatte über die kognitive und/oder physiologische Natur der Emotionen nicht nur zwischen den «zwei Kulturen» der Geisteswissenschaften und Neurowissenschaften statt, sondern auch innerhalb der

psychologischen und neurowissenschaftlichen Forschung selbst.⁴⁴ Ein wesentlicher Zweig der neurowissenschaftlichen Forschung hinterfragt beispielsweise die Theorie, dass Emotionen innerhalb bestimmter Hirnregionen lokalisierbar sind. Jene neurowissenschaftlichen Ansätze, die in einer Person mehr als nur einen Roboter sehen, der sensorische Impulse gewissermaßen unbewusst verarbeitet, sind durchaus kompatibel mit dem interpretativen Ansatz der Geisteswissenschaften.⁴⁵ Auch ist die Theorie der universalen, von Ort und Zeit unabhängigen Grundemotionen, wie sie insbesondere Paul Ekman vertreten hat, mittlerweile deutlich diskreditiert. Stattdessen unterstreicht ein Teil der psychologischen und neurowissenschaftlichen Forschung die Bedeutung von Wissen und Erfahrung, also eindeutig kognitiver und damit kulturell und historisch variabler Elemente, für emotionale Erfahrung. In der Verhaltensökologie des Psychologen Alan Fridlund erscheinen Emotionen beispielsweise als radikal kontextabhängige Kommunikationsformen. Diese letzteren Emotionstheorien sind anschlussfähig für historische und geisteswissenschaftliche Analysen von Emotionen.⁴⁶

Der zweite Aspekt der interdisziplinären Forschung über Emotionen, der für dieses Buch relevant ist: Die Artikulation eines Gefühls ist integraler Bestandteil des Gefühls selbst. Emotionen konstituieren spezifische Sprechakte, die William Reddy «emotives» nennt. «Emotives» sind dabei nicht nur beschreibend («Ich habe Angst») oder relational («Ich habe Angst vor dir»), sondern enthalten auch eine selbst verändernde und selbst erforschende Dimension. Mit der Aussage «Ich habe Angst» verleiht ein Sprecher zumindest provisorisch einem chaotischen Gedankenmaterial eine emotionale Bedeutung. Er oder sie identifiziert dieses Gefühlschaos als das Gefühl der Angst.⁴⁷ Auf diese Weise ist die Artikulation der Angst tatsächlich ein wesentlicher Bestandteil dieses Gefühls. Und gerade weil die Rhetorik der

Angstbekundungen Teil des Gefühls ist, zitiere ich teilweise auch ausführlich aus den Quellen. Die Artikulation eines Gefühls ist darüber hinaus notwendig für eine Geschichte der Emotionen – wie sollte man sonst Emotionen erkennen? Wir haben zu vergangenen Emotionen nur dann Zugang, wenn sie in der einen oder anderen Weise ausgedrückt worden sind. Die Geschichte der Emotionen verfolgt also nicht wie die Psychohistorie der 1970er Jahre das Ziel, ein unartikulierte individuelles oder kollektives Unbewusstes sichtbar zu machen. Sie versucht stattdessen, tatsächlich artikulierten Emotionen zu historisieren.⁴⁸ Dabei stellt sich natürlich das Problem, dass wir nicht immer wissen können, ob die äußere Artikulation eines Gefühls der tatsächlichen inneren Erfahrung entspricht. Die Menschen können unehrlich oder unaufrichtig hinsichtlich ihrer Emotionen sein. Weiter ist die Beziehung zwischen der inneren Erfahrung und der äußeren Manifestation selbst historischem Wandel unterworfen. Während beispielsweise Normen der frühen Nachkriegszeit die äußere Artikulation einer Emotion eher zu unterdrücken versuchten, galt ab den 1970er Jahren die präzise Artikulation einer Emotion als Indiz einer gesunden Subjektivität.

Dieses Verhältnis zwischen internen und externen Manifestationen der Emotionen führt zu der dritten Einsicht der interdisziplinären Emotionsforschung, die für dieses Buch wichtig ist. Die Geschichte der Emotionen beruht auf einer konstruktivistischen Position, die die Artikulation (und eventuell die Erfahrung) von Emotionen als abhängig von sich verändernden normativen Rahmenbedingungen sieht, den «emotionalen Regimen» oder Gefühlskulturen.⁴⁹ Diese emotionalen Regime repräsentieren nicht nur einen normativen Rahmen, sie formen auch eine Serie von «emotives», das heißt kulturell sanktionierter emotionaler Sprechakte. Diese historisch variablen emotionalen Regime unterdrücken oder ermutigen die Artikulation von spezifischen Emo-

tionen wie Angst und Gefühlen im Allgemeinen. Im Zuge der «Verwissenschaftlichung des Sozialen» im 20. Jahrhundert übten wissenschaftliche Diskurse der Psychiatrie, Psychologie und Medizin einen immer größeren Einfluss auf die Formierung «emotionaler Regimes» aus.⁵⁰ Was Psychiater, Psychologen oder Ärzte über «Angst» schrieben, war daher von besonderer Bedeutung für die kulturellen Normen, die wiederum die zeitgenössische Erfahrung und Artikulation von Angst bestimmten.

Schließlich und viertens enthalten Emotionen auch ein zeitliches Element. «Angst» ist per Definition eine zukunftsorientierte Emotion. Logisch kann Angst definiert werden als «X» will nicht, dass «Y» eintritt und «X» denkt, dass «Y» wahrscheinlich ist.⁵¹ Angst ist immer auf eine als unsicher und bedrohlich empfundene Zukunft ausgerichtet. Im Nachkriegsdeutschland war Angst eng mit der Erinnerung an eine katastrophale Vergangenheit verbunden. «Negative Kontingenz» beinhaltet somit die Projektion einer katastrophalen Vergangenheit in die Zukunft.⁵² Diese Verknüpfung zwischen Erfahrungen und Erwartungen ist darüber hinaus selbst kontingent, das heißt historisch veränderbar. Mit anderen Worten: Welche Vergangenheiten in welchen Momenten mobilisiert wurden, um bestimmte Zukunftsszenarien zu imaginieren, variierte während der Nachkriegszeit.⁵³ Die relativ gut erforschte Geschichte der westdeutschen Erinnerungskultur bildet somit einen entscheidenden Ausgangspunkt für die Geschichte der Angst im Nachkriegsdeutschland.⁵⁴ Allerdings benutze ich diese Literatur hier nicht retrospektiv – wie haben sich die Westdeutschen der Vergangenheit erinnert? –, sondern prospektiv – wie prägten die westdeutschen Erinnerungen ihre Erwartung an die Zukunft?⁵⁵ Dabei stütze ich mich auch auf jüngere Ergebnisse psychologischer Forschung, die gerade die Bedeutung prospektiven Denkens für die menschliche Spezies

und die wichtige Rolle der Emotionen bei der Antizipation der Zukunft betont.⁵⁶

Die Beziehung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unterlag immer dem historischen Wandel. Sich verändernde Erinnerungen an die Vergangenheit implizierten auch neue Zukunftserwartungen oder «vergangene Zukünfte», um Reinhart Kosellecks Begriff zu benutzen. Während Koselleck jedoch von einer stetig zunehmenden Diskrepanz zwischen «Erfahrungsräumen» und «Erwartungshorizonten» seit Beginn der Moderne im 18. Jahrhundert ausging, blieben beide Zeitdimensionen im Nachkriegsdeutschland eng aufeinander bezogen.⁵⁷ Die Geschichte der Bundesrepublik war somit geprägt von ständigen «Rückkoppelungsprozessen zwischen Zukunftsprognosen und Vergangenheitsentwürfen».⁵⁸ Das Gefühl der Angst fungierte somit als eine unter vielen Möglichkeiten, die Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft zu verbinden. Dabei praktizierten die historischen Akteure natürlich unterschiedliche Formen des Zukunftsbezugs. Gerade im 20. Jahrhundert erschien die Zukunft zunehmend im Plural – Zukünfte.⁵⁹ Im Mittelpunkt der hier erzählten Geschichte steht die Geschichte der «Risikozukunft», der «gefürchteten und gefährlichen Zukunft, die vor allem zu dem Zweck entworfen und prognostiziert wird, um sie zu vermeiden oder gegen sie vorsorgen zu können».⁶⁰ Die Geschichte der Angst in der Bundesrepublik war die Geschichte eines angsterfüllten Zukunftsbezuges, der wesentlich aus der anhaltenden Präsenz einer katastrophalen Vergangenheit resultierte. Damit ist insbesondere die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts gemeint. Jüngste Versuche, die German Angst auf die Erfahrung des Dreißigjährigen Krieges zurückzuführen, mögen zwar intellektuell anregend sein, lassen sich empirisch jedoch kaum belegen. Der Zusammenbruch von Weimar, der Nationalsozialismus, totaler Krieg und totale Niederlage sowie der Holocaust waren dagegen für die

Deutschen bis ins frühe 21. Jahrhundert von unmittelbarer lebensgeschichtlicher Relevanz.⁶¹ Die Erinnerungskultur der Bundesrepublik aktivierte unterschiedliche Aspekte dieser Vergangenheit, die dann die Basis bildeten für prekäre, oft ängstliche und gelegentlich apokalyptische Vorstellungen von der Zukunft.

Ein Wort zur Begrifflichkeit: Søren Kierkegaard und Martin Heidegger haben die Unterscheidung von «Angst» und «Furcht» eingeführt. Furcht richtet sich danach auf einen konkreten Gegenstand; Angst ist ein diffuses Gefühl ohne ein bestimmtes Objekt. In diesem Buch verwende ich beide Begriffe allerdings synonym. Lexikalische Studien zeigen, dass im Deutschen «Furcht» und «Angst» ohne Unterscheidung verwendet werden.⁶² Zwar wurde die Unterscheidung von «Furcht» und «Angst» bereits im Diskurs der Nachkriegszeit mobilisiert, um bestimmte Emotionen als bloß neurotische und damit grundlose «Angst» abzuwerten, andere dagegen als gerechtfertigte «Furcht» zu bestätigen. Der Gebrauch dieser Unterscheidung würde aber Teile des zeitgenössischen politischen Diskurses bloß reproduzieren, anstatt Angst zu historisieren.⁶³ Wenn ich in diesem Buch bestimmte historische Ängste benenne, die auf faktisch falschen Annahmen beruhen, liegt es nicht in meiner Absicht, als eine Art retrospektiver Therapeut historische Ängste im Nachhinein als mehr oder weniger gerechtfertigt zu beurteilen. Stattdessen geht es mir darum zu zeigen, wie Angst die politischen Debatten in der Bundesrepublik beeinflusste und Zukunftserwartungen prägte. Und noch ein Kommentar zur Sprache. Um die Leser und Leserinnen daran zu erinnern, dass die männliche Form für Kollektive (Bürger, Aktivisten, Historiker) immer auch Frauen miteinbezieht, verwende ich in unregelmäßiger Ordnung im Text immer wieder die männliche und die weibliche Form (Bürger und Bürgerinnen, Aktivisten und Aktivistinnen, Historiker und Historikerinnen). Aus Gründen der Lesbarkeit des Textes

habe ich jedoch von einem vollständigen Gendering abgesehen.

[...]

Endnoten

- 1 Dieter Sattler, «Die deutsche Angst», in: *Frankfurter Hefte* 2/10 (1947), 993–1005; zu Sattler vgl. Ulrike Stoll, *Kulturpolitik als Beruf. Dieter Sattler (1906–1968) in München, Bonn, Rom* (Paderborn, 2005).
- 2 Als einige Beispiele unter vielen vgl. Richard Tüngel, «Gespenst der Angst», in: *Die Zeit*, 31. 8. 1950; Franz Xaver von Hornstein, *Von der Angst unserer Zeit* (Frankfurt, 1954); Hans Zbinden, *Der bedrohte Mensch* (Bern, 1959); *Darmstädter Gespräch 1963. Angst und Hoffnung in unserer Zeit* (Darmstadt, 1965); Armin Mohler, *Was die Deutschen fürchten. Angst vor der Politik, Angst vor der Geschichte, Angst vor der Macht* (Stuttgart, 1965); Heinz Wiesbrock (Hg.), *Die politische und gesellschaftliche Rolle der Angst* (Frankfurt, 1967); Dietrich Langen, «Angst, das Problem unserer Zeit», in: *Schopenhauer-Jahrbuch* 55 (1974), 11–18; David A. Seeber, «Angst als Zivilisationskrankheit?», in: *Herder Korrespondenz* 31/4 (1977), 165–168; Jürgen Leinemann, *Die Angst der Deutschen. Beobachtungen zur Bewußtseinslage der Nation* (Reinbek, 1982); Sabine Bode, *German Angst – Die deutsche Krankheit* (Stuttgart, 2006).
- 3 Axel Schildt, ««German Angst»: Überlegungen zur Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik», in: Julia Schwarzkopf und Daniela Münkler (Hg.), *Geschichte als Experiment. Studien zu Politik, Kultur und Alltag im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Adelheid von Saldern* (Frankfurt, 2004), 87–97; Heinz Bude, *Gesellschaft der Angst* (Hamburg, 2014).
- 4 <https://www.ruv.de/presse/aengste-der-deutschen/aengste-der-deutschen-langzeitvergleich>. Im Jahr 2018 fiel der Angstindex vom Höchstwert 52 wieder auf 47.

5 So Ulrich Bielefeld, *Nation und Gesellschaft. Selbstthematisierung in Frankreich und Deutschland* (Hamburg, 2003).

6 Andreas Pettenkofer, «Erwartung der Katastrophe, Erinnerung der Katastrophe. Die apokalyptische Kosmologie der westdeutschen Umweltbewegung und die Besonderheit des deutschen Risikodiskurses», in: Lars Clausen, Elke M. Geenen und Elísio Macamo (Hg.), *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen* (Münster, 2003), 204.

7 Für eine kritische Diskussion der Historiographie zur Bundesrepublik vgl. auch Frank Biess und Astrid Eckert, «Why Do We Need New Narratives for the History of the Federal Republic». Erscheint im März 2019 bei *Central European History*.

8 E. P. Thompson, *The Making of the English Working Class* (New York, 1964), 12.

9 Eine Ausnahme: Christian Schletter, *Grabgesang der Demokratie. Die Debatten über das Scheitern der bundesdeutschen Demokratie von 1965 bis 1985* (Göttingen, 2015). Schletter kommt zu wichtigen Ergebnissen, die in Kapitel fünf bis acht miteinbezogen sind. Aber er beschränkt seine Analyse auf die Zeit nach 1965 und bezieht sich ausschließlich auf die Publikationen *Der Spiegel* und *Rheinischer Merkur*.

10 Zur Kontingenz im 19. Jahrhundert David Blackbourn und Geoff Eley, *The Peculiarities of German History* (Oxford, 1984).

11 Lucian Hölscher, «Theoretische Grundlagen der Zukunftsforschung», in: idem. (Hg.), *Die Zukunft des 20. Jahrhunderts. Dimensionen einer historischen Zukunftsforschung* (Frankfurt, 2017), 33.

12 Zum Optimismus in der Weimarer Republik vgl. Rüdiger Graf, *Die Zukunft der Weimarer Republik* (München, 2008).

- 13** Joachim Radkau, *Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland 1945 bis heute* (München, 2017), 131.
- 14** Ich habe dies versucht zu zeigen in: Frank Biess, *Homecomings. Returning POWs and the Legacies of Defeat in Postwar Germany* (Princeton, 2006).
- 15** Vgl. Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (München, 1991), 715–716.
- 16** Zur Atlantik-Charta vgl. http://www.nato.int/cps/en/natolive/official_texts_16912.htm (letzter Zugang 15. 7. 2016). Vgl. auch Elizabeth Borgwardt, *A New Deal for the World. America's Vision for Human Rights* (Cambridge / Mass., 2007). Peter Stearns sieht diese Aussage Roosevelts als typisch für die Kultur der emotionalen «Anti-Intensität» in den 1940er und 1950er Jahren, vgl. Peter Stearns, *American Fear. The Causes and Consequences of High Anxiety* (London, 2006), 14.
- 17** Franz Neumann, *Angst und Politik* (Tübingen, 1954), 3–20.
- 18** Judith Shklar, «The Liberalism of Fear», in: Stanley Hoffmann (Hg.), *Political Thought and Political Thinkers* (Chicago, 2002), 3–20.
- 19** Max Weiss, «Introduction: Fear and Its Opposites in the History of Emotions», in: Michael Laffan und Max Weiss (Hg.), *Facing Fear. The History of an Emotion in Global Perspective* (Princeton, 2012), 3–4.
- 20** Zygmunt Bauman, *Liquid Fear* (Cambridge, 2006), 157.
- 21** George E. Marcus, *The Sentimental Citizen. Emotion in Democratic Politics* (University Park, 2002); George E. Marcus, «Reason, Passion, and Democratic Politics. Old Conceptions – New Understandings – New Possibilities», in: James Fleming (Hg.), *Passions and Emotions* (New York, 2013), 127–188; Paul Hoggett, *Politics, Identity, and Emotion* (Boulder, 2009).

- 22 Till van Rahden, «Clumsy Democrats. Moral Passions in the Federal Republic», *German History* 29/3 (2011), 485–504; Anna M. Parkinson, *An Emotional State: The Politics of Emotion in Postwar West German Culture* (Ann Arbor, 2015); Schletter, *Grabgesang der Demokratie*.
- 23 Paul Nolte, *Was ist Demokratie? Geschichte und Gegenwart* (München, 2012), 291.
- 24 Peter Stearns, *American Cool. Constructing a Twentieth-Century Emotional Style* (New York, 1994).
- 25 Hans-Peter Schwarz, «Die ausgebliebene Katastrophe: eine Problemskizze zur Geschichte der Bundesrepublik», in: Herrmann Rudolph (Hg.), *Den Staat denken. Theodor Eschenburg zum Fünfundachtzigsten* (Berlin, 1990), 156.
- 26 Schletter, *Grabgesang der Demokratie*, 369; Arnd Bauerkämper, «The Twisted Road to Democracy as a Quest for Security: Germany in the Twentieth Century», in: *German History* 32/3 (2014), 431–455.
- 27 Bode, *German Angst*; Klaus-Uwe Adam, *Die Psyche der Deutschen. Was wir denken, fühlen und handeln* (Düsseldorf, 2007); Gabriele Baring, *Die geheimen Ängste der Deutschen* (München, 2011).
- 28 So z. B. Sabine Bode, *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen* (München, 2011); Sabine Bode, *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation* (Stuttgart, 2014).
- 29 Lu Seegers und Jürgen Reulecke (Hg.), *Die Generation der Kriegskinder. Historische Hintergründe und Erfahrungen* (Gießen, 2009); Dorothee Wierling, «Generations as Narrative Communities: On the Private Sources of Official Cultures of Remembrance in Postwar Germany», in: Frank Biess und Robert Moeller (Hg.), *Histories of the Aftermath. The Legacies of the Second World War in Europe* (New York, 2010), 102–133.

30 Richard Bessel und Dirk Schumann (Hg.), *Life after Death. Approaches to the Social and Cultural History of Europe During the 1940s and 1950s* (Cambridge, 2003); Richard Bessel, *Germany 1945. From War to Peace* (New York, 2010); Klaus Naumann (Hg.), *Nachkrieg in Deutschland* (Hamburg, 2001); Biess, *Homecomings*; Svenja Goltzman, *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg* (München, 2009); Biess und Moeller (Hg.), *Histories of the Aftermath*; Keith Lowe, *Der wilde Kontinent. Europa in den Jahren der Anarchie* (Stuttgart, 2014).

31 Baring, *Die geheimen Ängste*, 17.

32 Lucien Febvre «Sensibility and History: How to Reconstitute the Emotional Life of the Past», in: Peter Burke (Hg.), *A New Kind of History. From the Writings of Lucien Febvre* (New York, 1973), 26.

33 Jan Plamper, *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte* (München, 2012), 55.

34 Als programmatische Texte zur Geschichte der Emotionen vgl. Ute Frevert, «Angst vor Gefühlen. Die Geschichtsmächtigkeit von Emotionen im 20. Jahrhundert», in: Paul Nolte, Manfred Hettling, Frank-Michael Kuhlemann und Hans-Walter Schmuhl (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte* (München, 2000), 95–111; William Reddy, *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions* (Cambridge, 2001); Gesa Stedman, Ingrid Kasten, Margarete Zimmermann, «Lucien Febvre und die Folgen. Zu einer Geschichte der Gefühle und ihrer Erforschung», in: *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung* 7 (2002), 9–25; Jakob Tanner, «Das Rauschen der Gefühle. Vom Darwinschen Universalismus zur Davidsonschen Triangulation», in: *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte* 2 (2006), 129–152; Barbara H. Rosenwein, «Worrying about Emotions

- in History», in: *American Historical Review* 107/3 (2002), 821–845; Daniela Saxer, «Mit Gefühl handeln. Ansätze der Emotionsgeschichte», in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 14/2 (2007), 15–29; Bettina Hitzer, «Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen», *H-Soz-u-Kult*, 23. 11. 2011; Birgit Aschmann, «Vom Nutzen und Nachteil der Emotionen in der Geschichte. Eine Einführung», in: Birgit Aschmann (Hg.), *Gefühl und Kalkül* (Stuttgart, 2005), 9–32. Vgl. auch die Foren zur Emotionsgeschichte, kompiliert von Frank Biess in: *German History* 28/1 (2010), 67–80 und Jan Plamper, in: *History and Theory* 49/2 (2010), 237–265 sowie «AHR Conversation: The Historical Study of Emotions», in: *American Historical Review* 117/5 (2012), 1487–1531. Zur Geschichte der Emotionen im Nachkrieg vgl. Frank Biess, «Feelings in the Aftermath: Toward a History of Postwar Emotions», in: Biess und Moeller (Hg.), *Histories of the Aftermath*, 30–48.
- 35** Plamper, *Geschichte und Gefühl*, 72–78.
- 36** Ruth Leys, *The Ascent of Affect. Genealogy and Critique* (Chicago, 2017), 300–306.
- 37** Plamper, *Geschichte und Gefühl*, 20–34.
- 38** Zu den Appraisal-Theorien vgl. *ibid.*, 241–244 und Nico H. Frijda, «The Psychologists’ Point of View», in: Michael Lewis und Jeanette M. Haviland-Jones (Hg.), *The Handbook of Emotions, Second Edition* (New York, 2000), 59–75, insbesondere 70–71.
- 39** Ronald de Sousa, *The Rationality of Emotion* (Cambridge, 1987); Martha Nussbaum, *Upheavals of Thought. The Intelligence of Emotions* (Cambridge, 2001); Robert C. Solomon, *Not Passion’s Slave: Emotions and Choice* (New York, 2003); Christoph Demmerling und Hilge Landwehr, *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn* (Stuttgart, 2007).
- 40** Nussbaum, *Upheavals of Thought*, 4.
- 41** Tanner, «Das Rauschen der Gefühle», 142.

- 42** Joseph LeDoux, *The Emotional Brain. The Mysterious Underpinnings of Emotional Life* (New York, 1996), 302; Plamper, *Geschichte und Gefühl*, 244–296. LeDoux folgt letztendlich den Thesen des Philosophen William James, «What is an Emotion», in: *Mind* 9/34 (1884), 188–205.
- 43** Interview mit Boris Bandelow, Göttingen, 12. 8. 2008.
- 44** Zum Gebrauch der Neurowissenschaften in den Geisteswissenschaften vgl. William Reddy, «Humanists and the Experimental Study of Emotion», in: Frank Biess und Daniel M. Gross (Hg.) *Science and Emotions after 1945. A Transatlantic Perspective* (Chicago, 2014), 41–66; Daniel M. Gross und Stephanie Preston, «Emotion at the Heart of the Two Cultures Problem», in: idem, 96–117. Für eine kritische Perspektive, die Darwin für die Geisteswissenschaften nützlich macht, vgl. Daniel M. Gross, «Defending the Humanities with Charles Darwin's The Expression of the Emotions in Man and Animals (1872)», in: *Critical Inquiry* 37/1 (2010), 34–59.
- 45** Reddy, «Humanists and the Experimental Study of Emotion», 58.
- 46** Zur Kritik an der Theorie universaler Emotionen vgl. insbesondere Leys, *The Ascent of Affect*. Zu Fridlund, ibid., 220–265. Kognitivistische Ansätze wurden dafür kritisiert, den spontanen, unkontrollierbaren und «irrationalen» Aspekt der Emotionen zu unterschätzen. Neuere Ansätze versuchen daher auch, die binäre Unterscheidung zwischen kulturell variablen kognitiven Aspekten einerseits und universellen physiologischen Komponenten andererseits zu überwinden. Laut Monique Scheer konstituieren Emotionen eine spezifische Art von «Praxis», die sowohl kognitive wie auch physiologische Aspekte enthält und Teil eines kulturell variablen historischen Habitus ist, wie ihn Pierre Bourdieu beschreibt. Vgl. Plamper, *Geschichte und Gefühl*, 313–319; Monique Scheer, «Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes

them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotions», in: *History and Theory* 51/2 (2012), 193–220.

47 Reddy, *The Navigation of Feeling*, 74–130.

48 Die Geschichte der Emotionen beansprucht nicht notwendigerweise, Zugang zur inneren Wirklichkeit der Emotionen zu besitzen, im Gegensatz zur Annahme von Rüdiger Schnell, *Haben Gefühle eine Geschichte? Aporien einer History of emotions* (Göttingen, 2015).

49 Reddy, *The Navigation of Feeling*, 129; Plamper, *Geschichte und Gefühl*, 89–176.

50 Uffa Jensen und Daniel Morat (Hg.), *Rationalisierungen des Gefühls: Zum Verhältnis von Wissenschaft und Emotionen 1880–1930* (München, 2008); Lutz Raphael, «Die Verwissenschaftlichung des Sozialen», *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), 165–193; Biess und Gross (Hg.), *Science and Emotions after 1945*.

51 Aaron Ben-Ze'ev, *The Subtlety of Emotions* (Cambridge / Mass., 2000), 475–479.

52 Bauerkämper, «The Twisted Road to Democracy».

53 Zur Geschichte der Zukunft vgl. Lucian Hölscher, *Die Entdeckung der Zukunft* (Frankfurt, 1999); Joachim Radkau, *Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute* (München, 2017); Hölscher (Hg.), *Die Zukunft des 20. Jahrhunderts*.

54 Robert G. Moeller, «What has coming to terms with the past meant in the Federal Republic of Germany?», in: *Central European History* 35/2 (2002), 223–256.

55 Als Beispiel hierfür vgl. Pieter Lagrou, «The Age of Total War: 1945–55», in: Biess und Moeller (Hg.) *Histories of the Aftermath*, 287–296.

56 Peter Railton, Martin P. Seligman, Roy F. Baumeister und Chandra Sripada, *Homo Prospectus* (New York, 2016).

- 57** Reinhart Koselleck, «‹Erfahrungsraum› und ‹Erwartungshorizont› – zwei historische Begriffe», in: idem (Hg.), *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (Frankfurt, 1987), 349–375. Als kritische Perspektive auf Koselleck vgl. AHR Forum «Histories of the Future», in: *American Historical Review* 117/5 (2012), 1402–1485 und Anders Schinkel, «Imagination as a Category of History. An Essay Concerning Koselleck's Concept of Erfahrungsraum und Erwartungshorizont», in: *History and Theory* 44 (2005), 42–54.
- 58** Hölscher, «Theoretische Grundlagen», 13; Harald Welzer, «Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis», in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 25/26 (2010), 16–23.
- 59** Vgl. Elke Seefried, *Zukünfte. Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung 1945–1980* (Berlin, 2015).
- 60** Rüdiger Graf und Benjamin Herzog, «Von der Geschichte der Zukunftsvorstellungen zur Geschichte ihrer Generierung. Probleme und Herausforderungen des Zukunftsbezugs im 20. Jahrhundert», in: *Geschichte und Gesellschaft* 42 (2017), 510.
- 61** Vgl. zum Beispiel «Weltenbrand», in: *Der Spiegel* 72/19 (2018), 104–118. Zur Relevanz der NS-Vergangenheit vgl. Norbert Frei, *1945 und Wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen* (München, 2005).
- 62** Henning Bergenholtz, *Das Wortfeld ‹Angst›. Eine lexikographische Untersuchung mit Vorschlägen für ein großes interdisziplinäres Wörterbuch der deutschen Sprache* (Stuttgart, 1980); Landwehr, *Philosophie der Gefühle*, 80–91.
- 63** Vgl. auch Joanna Bourke, *Fear. A Cultural History* (Emeryville, 2005), 189–192.